

Über Kants „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“ – oder: Was ist Subjektivität?

(von Stephan Kohnen)

Der Fall Komarnicki

Anfang Februar 1764 erschien in den „Königsbergischen Gelehrten- und Politischen Zeitungen“ ein Artikel über eine merkwürdige Erscheinung, den sogenannten „Ziegenpropheten“ Jan Pawlikowicz Komarnicki, der sich zu dieser Zeit in Gesellschaft eines Knaben in der Nähe von Königsberg aufhielt und von den Königsbergern – u. a. auch von Kant – bestaunt wurde. Johann Georg Hamann, ein Freund Kants und Herausgeber der oben genannten Zeitung, schrieb:

„Es ward aus dem sogenannten Baumwalde im Amte Alexen, ein Abentheurer, ohngfähr 50 Jahre alt – ein neuer Diogenes¹ und ein Schaustück der menschlichen Natur nach Königsberg gebracht. Er suchte das Lächerliche und Unanständige seiner Lebensart mit einigen Feigenblättern aus der Bibel zu bemänteln. Dieserwegen und, weil er bis dahin ausser einem kleinen 8jährigen Knaben, eine Heerde von 14 Kühen, 20 Schafen und 46 Ziegen umherführte, erhielt er den Namen eines Ziegenpropheten von der ihn angaffenden Menge. Ausser der Zierde eines langen Barts, wiess er sich, in rauhe Thierhäute gekleidet, die er um den nackten Körper umschlug, - ohne Unterschied der Jahreszeiten barfuss und mit unbedecktem Haupte. Eben so der Junge. Ein paar Kühe dienten ihm zu seinem Angespann, von der Milch der Schafe, wozu bisweilen Butter und Honig kam, nährten sich beide. Nur an hohen Festtagen erlaubte er sich, das Fleisch seiner Heerde zu kosten (...). Er genoss davon nichts, als die rechte Schulter und Brust, das übrige verschenkte er oder verbrannte es nach 3 Tagen zu Asche. An der Verwandlung dieser menschlichen Gestalt war eine vor 7 Jahren erfahrene Krankheit schuld, die in Unverdaulichkeit und Magenkrämpfen bestand. Nach einem zwanzigtägigen Fasten wollte er Jesum mehrere male gesehen haben. Er hatte ihm das Gelübte einer siebenjährigen Wahlfahrt gethan, an welcher nun noch zwei Jahre fehlten. Da man ihn bei Alexen im Walde antraf, hatte er bereits den grössten Theil seiner Heerde verloren. Er kam mit seinem Buben und mit der Bibel in der Hand an, aus welcher er jedem, der ihm etwa Fragen vorlegte, bald einen passenden, oft aber auch einen ganz unpassenden Spruch citirte (...). Jeder ging hin und betrachtete den Abentheurer und seinen Buben. Auch K[ant], der sein Gutachten über die sonderbare Erscheinung zu geben, von mehreren aufgefordert ward, ging hin und machte folgendes Raisonement² bekannt:“³

¹ Diogenes von Sinope, † 323 v. Chr., Philosoph und Wanderlehrer („Diogenes in der Tonne“), Vertreter des Kynismus.

² Eine vernünftige Erwägung, Beurteilung.

³ Zitiert nach: Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften (Hg.): Kant's Werke. Band II: Vorkritische Schriften II 1757-1777, Berlin 1912, S. 488f. – Der „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“ wird ebenfalls nach dieser Ausgabe, fortlaufend im Text unter Angabe der Seitenzahl, zitiert. Hervorhebungen im Original werden *kursiv* wiedergegeben. Ergänzungen bzw. Erläuterungen sind mit [eckigen Klammern] versehen.

Der gelehrte Magister Kant wurde also mehrfach aufgefordert, sein Urteil über den „Ziegenpropheten“ abzugeben. Unmittelbar im Anschluss an die Ausführungen Hamanns folgt das angekündigte „Raisonnement“:

„Bei dem Anschauen und Anhören des begeisterten Faunus und seines Buben ist für solche Augen, welche die rohe Natur gerne ausspähen, die unter der Zucht der Menschen gemeinlich sehr unkenntlich wird, das Merkwürdigste – der *kleine Wilde*, der in den Wäldern aufgewachsen, allen Beschwerlichkeiten der Witterung mit fröhlicher Munterkeit Trotz zu bieten gelernt hat, in seinem Gesichte keine gemeine Freimüthigkeit zeigt und von der blöden Verlegenheit nichts an sich hat, die eine Wirkung der Knechtschaft oder der erzwungenen Achtsamkeiten in der feineren Erziehung wird und, kurz zu sagen (wenn man dasjenige wegnimmt, was einige Menschen schon an ihm verderbt haben, die ihn lehren Geld fordern und naschen), ein *vollkommenes Kind* in demjenigen Verstande zu sein scheint, wie es ein Experimentalmoralist wünschen kann, der so billig wäre, nicht eher die Sätze des Herrn *Rousseau*⁴ den schönen Hirngespinsten beizuzählen, als bis er sie geprüft hätte. Zum wenigsten dürfte diese Bewunderung, zu welcher nicht alle Zuschauer fähig sind, weniger zu belachen sein, als diejenige, darin jenes (...) schlesische Kind mit dem goldenen Zahn viele deutsche Gelehrte versetzt hat, ehe sie durch einen Goldschmidt der Mühe überhoben wurden, mit der Erklärung dieses Wunders sich länger zu ermüden.“⁵

Auffallend an dieser Beurteilung ist: Über den eigentlichen Gegenstand seines Gutachtens, den Ziegenhirten Komarnicki, der sich in biblischen Orakeln erging und von sich behauptete, dass ihm Jesus „mehrere male“ erschienen sei, sagt Kant – außer dass er ihn spöttisch als einen „Faunus“, also als einen mythischen Waldmenschen betitelt – nichts. Nicht Komarnicki interessiert Kant, sondern das gaffende Publikum, das in dem Kind, das Komarnicki begleitet, das zu sehen glaubt, was es sehen will: ein rousseausches Naturkind.

Jean-Jacques Rousseau hatte 1750 in einer Aufsehen erregenden, preisgekrönten Schrift⁶ einen glücklichen, naturhaften Urzustand der Menschheit proklamiert und die These vertreten, dass diese durch den kulturellen und zivilisatorischen Fortschritt ins Verderben geführt worden sei. 1762 trat er in seinem Roman „*Émile*“⁷ für eine neue, natürlich-freie, kindgemäße, individuelle, das Kind wachsen lassende Erziehung ein. Seine Ansichten waren sehr populär und wurden intensiv diskutiert. Und auch Kant scheint beobachtet zu haben, dass die Königsberger – jedenfalls die Gelehrten unter ihnen – offenbar mehr über Rousseau diskutiert haben als über das Kind selbst, das zudem ein ganz so natürliches Kind nicht gewesen sein kann, da es immerhin „Geld fordern und naschen“ konnte.

Was will man hier sehen oder verstehen? Einen geistesgestörten Waldschrat in der Manier eines Johannes des Täufers oder ein gelehrtes, aber gaffendes Publikum, das sich zu „schönen Hirngespinsten“ versteigt? – Kants „Raisonnement“ kapriziert sich auf das letztere: Die Menschen sehen, was sie sehen wollen bzw. was man sie gelehrt hat – in diesem Fall heißt der Lehrer Rousseau – zu sehen. Philosophisch gesprochen: Nicht der Gegenstand bestimmt die Erkenntnis, sondern – umgekehrt – die Erkenntnis bestimmt den Gegenstand.⁸

Wie dem auch sei – im Anschluss an das kantische „Raisonnement“ kündigt Hamann an, dass „in unseren nächsten Blättern“, d.h. in den nächsten Ausgaben der „Königsbergischen Gelehrten- und Politischen Zeitungen“, weitere „Beyträge von der Gefälligkeit dieses

⁴ Jean-Jacques Rousseau (*1712, †1778), frz.-schweizer. Schriftsteller, Philosoph und Kulturkritiker.

⁵ Siehe Anm. 3, ebd., S. 489.

⁶ „Discours les sciences et les artes“ (Abhandlung über die Wissenschaften und Künste), 1750.

⁷ „*Émile ou de l'éducation*“ (Emile oder über die Erziehung), 1762.

⁸ Dieser Gedanke wird für Kant später zum Grundpfeiler seiner Vernunftkritik, die er in der „Kritik der reinen Vernunft“ entfaltet. Siehe dazu: Constantin Rauer, Wahn und Wahrheit. Kants Auseinandersetzung mit dem Irrationalen, Berlin 2007. Rauer bietet auch eine ausführliche Darstellung der Komarnicki-Episode (S. 113ff).

scharfsinnigen und gelehrten Gönners“ – gemeint ist der Schreiber des „Raisonnements“, also Kant – erscheinen werden.⁹ In der Zeit vom 13. bis zum 27. Februar erschien dann, verteilt auf fünf Nummern, anonym der kantische Aufsatz „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“.

Eine „Onomastik“ des Wahns

Was Kant mit dem Aufsatz bezweckt, ist nach eigenen Angaben eine „Onomastik“, d.h. eine Namenskunde der „Gebrechen des Kopfes“, und zwar nach der „Methode der Ärzte (...), welche“ – wie Kant mit ironischem Unterton bemerkt – „glauben, ihrem Patienten viel genutzt zu haben, wenn sie seiner Krankheit einen Namen geben“ (260). Modern gesprochen geht es ihm um eine Nosologie psychopathologischer Phänomene, d.h. um eine systematische Klassifikation von Geisteskrankheiten. Dies schließt eine – zumindest knappe – Beschreibung dessen ein, was hier klassifiziert, d.h. unterschieden und eingeteilt werden soll.¹⁰

Grundsätzlich sei festgehalten, dass „Kant die Krankheiten des Kopfes (...) als Zivilisationskrankheiten betrachtet“¹¹. „(D)er künstliche Zwang und die Üppigkeit der bürgerlichen Verfassung“, heißt es gleich zu Beginn, „heckt Witzlinge und Vernünftler, aber auch Narren und Betrüger aus“ (259). Und einige Seiten später: „In der bürgerlichen Verfassung finden sich (...) die Gährungsmittel zu allem diesem Verderben, die, wenn sie es gleich nicht hervorbringen, gleichwohl es zu unterhalten und zu vergrößern dienen“ (269). Das heißt nicht, dass „das Gehirn eines Wilden“ (ebd.) nicht fähig wäre, Geisteskrankheiten zu erleiden, jedoch ist Kant der Auffassung, dass die Häufigkeit und auch die Formen von Geisteskrankheiten zunehmen, umso mehr sich die Komplexität der sozialen Realität steigert und sich der Verstand verfeinert.¹²

Wie sieht nun die angekündigte „Onomastik“ im Einzelnen aus? – Kant unterscheidet zwei Gruppen. Da sind zum einen die eigentlichen „Gebrechen des Kopfes von der Lähmung desselben an in der *Blödsinnigkeit* bis zu dessen Verzuckungen in der *Tollheit*“ (260). Hier handelt es sich um die schweren Fälle von Geisteskrankheit, „deren sich die obrigkeitliche Vorsorge“ (263) annehmen muss – sprich: hier bedarf es staatlicher Fürsorge bis hin zur stationären Einweisung in entsprechende Hospitäler oder Verwahranstalten. Bei der anderen Gruppe handelt es sich gewissermaßen um „normale Krankheiten“¹³, bei denen ein Eingreifen des Staates nicht zwingend erforderlich ist, d.h. um pathologisch „mittlere Grade (...) von der *Dummköpfigkeit* an bis zur *Narrheit*“ (260).¹⁴

Es sei hier zunächst auf die „mildere(n)“ Formen kurz eingegangen:

Kant schreibt: „Der *stumpfe Kopf* ermangelt des Witzes, der *Dummkopf* des Verstandes“ (260). Der „Witz“, das ist die „Behendigkeit etwas [gedanklich] zu fassen und sich zu erinnern“ sowie die „Leichtigkeit, es geziemend auszudrücken“ (ebd.). Jemand, der keine schnelle Auffassungsgabe besitzt, sich nur langsam an etwas erinnert etc., muss deshalb nicht dumm sein; er ist nur „stumpf (...), in sofern ihm schwerlich etwas in den Kopf will“; „dumm“ hingegen ist jemand, dem es grundsätzlich an „Verstandesfähigkeit“ mangelt (ebd.). – Wer zu einem „praktische(n) Urtheil über Sachen, so wie es der Landmann, der Künstler oder Seefahrer bedarf“ (ebd.), nicht fähig ist, der ist auch nicht dumm, sondern einfältig. Ein

⁹ Siehe Anm. 3, ebd., S. 489.

¹⁰ Vgl. Rauer, S. 134.

¹¹ Ebd., S. 132.

¹² „Der gesunde Verstand des Bürgers wäre also schon ein sehr feiner Verstand für den natürlichen Menschen“ (269). – „Mit zunehmender gesellschaftlicher Verfeinerung und Künstlichkeit, mit Reichtum und Überfluss (sowie durch die hieraus entspringende Komplexität) nimmt also der gesellschaftliche Wahn zu – quantitativ“ (Rauer, S. 134).

¹³ Rauer, S. 135.

¹⁴ Rauer identifiziert die „mildere(n) Grade“ in moderner Terminologie als Neurosen; bei der anderen Gruppe handelt es sich um Psychosen (vgl. S. 136ff).

„Tropf, Einfaltspinsel“ ist „ein sonst verständiger und redlicher Mann“, der jedoch Gefahr läuft, „Betrügern allerwärts in [die] Schlingen“ zu geraten; es fehlt an „Urtheilskraft“ (261). Von den Gebrechen, deren Ursache jeweils in einem Mangel – sei es an Witz, an Intelligenz oder an Urteilsfähigkeit – zu suchen ist, sind solche zu unterscheiden, die in einem Übermaß an Triebhaftigkeit, Leidenschaft oder Neigung begründet liegen. Hier unterscheidet Kant zwischen der „Thorheit“ (ebd.) und der „Narrheit“ (262). Beim „Thor“ ist „eine Leidenschaft besonders mächtig“, und der Verstand vermag nichts dagegen auszurichten: der von seiner Leidenschaft „bezauberte Mensch sieht zwar die Gründe wider seine Lieblingsneigung sehr gut, allein er fühlt sich ohnmächtig, ihnen den thätigen Nachdruck zu geben“ (261). Als Beispiele nennt Kant: „verliebte Leidenschaft, oder ein großer Grad an Ehrbegierde“ (ebd.), also Liebeswahn und übertriebener Ehrgeiz. – Auch der „Narr“ wird von seinen Leidenschaften beherrscht, aber diese sind „hassenswert und zugleich abgeschmackt“ (262). Kant nennt „den Hochmuth und den Geiz“ (ebd.). „Beide Neigungen sind ungerecht und werden daher gehasst, beide sind ihrer Natur nach abgeschmackt, und ihr Zweck zerstört sich selbst“ (ebd.). Der Hochmütige wird von denen, die ihn bewundern sollen, denen er sich aber überlegen fühlt und die er deswegen geringschätzt, verachtet, und der Geizige kann das, was er gehortet hat, nicht genießen, weil er es – eben wegen seines Geizes – nicht ausgeben kann.¹⁵

Es sind dies die „Gebrechen des Kopfes (...), die man gemeinlich mit Mitleiden ansieht“, die aber eine „freie bürgerliche Gemeinschaft nicht aufheben“ (263). Mit anderen Worten: Es handelt sich hier um Geistes- oder Gemüttschwächen, die zwar nicht schön, aber erträglich sind. Mit Toren, Narren, Dummköpfen und Einfaltspinseln zusammen zu leben, ist vielleicht nicht angenehm, aber machbar.

Schwieriger wird dies bei der zweiten Gruppe, d.h. bei den psychischen „Krankheiten“ (ebd.), die „obrigkeitliche Vorsorge“ erfordern. Hier unterscheidet Kant zwischen der „Ohnmacht“ oder „Blödsinnigkeit“ und der „Verkehrtheit“ (ebd.). Der „Blödsinnige“, so heißt es, „befindet sich in einer großen Ohnmacht des Gedächtnisses, der Vernunft und gemeinlich auch sogar der sinnlichen Empfindungen“ (ebd.). Die „Blödsinnigkeit“, die Kant mit einem Verbleiben im „Stande der Kindheit“ (264) gleichsetzt, hält er für „mehrtheils unheilbar“.¹⁶

Kants eigentliches Interesse gilt jedoch der „Verkehrtheit“, dem „gestörten Gemüth“ (263). Hier gibt es drei Erscheinungsformen: die „Verrückung“, den „Wahnsinn“ und den „Wahnwitz“ (264).

Bei der „Verrückung“ handelt es sich nach Kant um eine „Verkehrtheit der Erfahrungsbegriffe“, der „Wahnsinn“ hingegen ist Ausdruck einer „in Unordnung gebrachte(n) Urtheilskraft“, und mit dem „Wahnwitz“ schließlich meint Kant eine „verkehrt gewordene Vernunft“ (ebd.).

Was ist gemeint? – Zunächst die „Verrückung“: Sie bezeichnet die „Eigenschaft des Gestörten nach welcher er ohne einen besonders merklichen Grad einer heftigen Krankheit [also etwa ohne hohes Fieber] im wachenden Sinne gewohnt ist, gewisse Dinge als klar empfunden sich vorzustellen, von denen gleichwohl nichts gegenwärtig ist (...). Der Verrückte ist also ein Träumer im Wachen“ (265), oder – wie man auch sagen könnte – er halluziniert. Wer „Chimäre(n)“ (Ungeheuer, allgemein: Fantasie-Gestalten) oder anderes sieht, das nicht ‚da‘ ist und dieses „Blendwerk“ nicht als „täuschende Einbildung“ vom

¹⁵ „Der Hochmütige äußert eine unverdeckte Anmaßung des Vorzuges vor anderen durch eine deutliche Geringschätzung derselben. Er glaubt, geehrt zu sein, indem er ausgepiffen wird (...)“ (262). Und der „Geizige hat seiner Meinung nach sehr viel nötig und kann unmöglich das mindeste seiner Güter entbehren; er entbehrt indessen wirklich ihrer aller, indem er durch Kargheit einen Beschlag auf dieselbe legt“ (262f).

¹⁶ Der kantischen Bestimmung der „Blödsinnigkeit“ (Idiotie) liegt offensichtlich intuitiv das Konzept einer „Entwicklungsnorm“ zugrunde, allerdings unterscheidet Kant nicht – wie später üblich – zwischen einem Entwicklungsstillstand („Krankheitsbild der Blockierung“), was einen Hinweis auf Unheilbarkeit geben würde, und einer Entwicklungsverzögerung („Krankheitsbild der Langsamkeit“), die – zumindest partiell – aufgeholt werden kann (Michel Foucault, *Die Macht der Psychiatrie*, Frankfurt a. M. 2005, S. 301f).

wirklich Wahrgenommenen zu unterscheiden vermag, ist ein „Phantast“ (ebd.). – Eine Variante der Phantasterei ist die „Hypochondrie“ (266). Hier handelt es sich nicht um ein Halluzinieren im eigentlichen Sinne, sondern um „ein Blendwerk von einer Empfindung [des] eigenes Zustandes, entweder des Körpers oder der Seele, die größtenteils eine leere Grille ist“ (ebd.). Eine weitere Form der depressiven Verrücktheit ist der „*Melancholicus*“; er ist ein „Phantast in Ansehung der Übel des Lebens“ (ebd.). Zu den manischen, d.h. krankhaft heiteren bzw. erregten Verrücktheiten zählt Kant den „*Enthusiasmus*“, eine „Phantasterei in an sich guten, moralischen Empfindungen“, und den „*Fanatiker*“, der „ein Verrückter von einer vermeinten unmittelbaren Eingebung und einer größten Vertraulichkeit mit den Mächten des Himmels ist“ (267). Kant denkt offenbar speziell an den religiösen Fanatismus.

Die zweite Form der Verkehrtheit ist der „*Wahnsinn*“ (268). Hier ist die Urteilskraft gestört, d.h. die auf Wahrnehmungen beruhenden Erfahrungen werden falsch interpretiert. Auf diese Weise entstehen paranoide Wahnvorstellungen. Kant schreibt: „Der *Wahnsinnige* sieht oder erinnert sich der Gegenstände so richtig wie jeder Gesunde, nur deutet er gemeiniglich das Betragen anderer Menschen durch einen ungereimten Wahn auf sich aus, und glaubt daraus wer weiß was für bedenkliche Absichten lesen zu können, die jenen niemals in den Sinn kommen. Wenn man ihn hört, so sollte man glauben, eine ganze Stadt beschäftige sich mit ihm. Die Marktleute, welche miteinander handeln und ihn etwa ansehen, schmieden Anschläge wieder ihn, der Nachtwächter ruft ihm zum Possen, und kurz: er sieht nichts als eine allgemeine Verschwörung wider sich“ (ebd.). – Eine melancholische Variante des Verfolgungswahns liegt dann vor, wenn jemand „in Ansehung seiner traurigen oder kränkenden Vermutungen wahnsinnig ist“ (ebd.). Der Hochmütige ist dann wahnsinnig, wenn er „aus dem Betragen anderer, die ihn spöttisch angaffen, schließt, daß sie ihn bewundern“ (ebd.) – ein Art Größenwahn. Kant meint, es gäbe noch „allerlei ergötzlichen Wahnsinn“, z.B. die „verliebte Leidenschaft“, die sich schmeichelt oder quält (...) mit manchen wunderlichen Deutungen“ (ebd.) – man denke an Liebes- oder Eifersuchtwahn.

Die dritte Form der Verkehrtheit schließlich ist die „in Unordnung gebrachte Vernunft“, die sich „auf eine ungereimte Art verirrt“ – der „*Wahnwitz*“ (ebd.). Hier „schwärmen durch das verbrannte Gehirn allerlei angemaaßte überfeine Einsichten“ (ebd.). Dem „*Wahnwitz*“ können durchaus „richtige Erfahrungsurteile zum Grunde liegen“, nur werden daraus ungereimte Schlüsse gezogen, so dass der Wahnwitzige „durch die Neuigkeit und Menge der Folgen, die sein Witz [seine Scharfsinnigkeit] ihm darbietet“ wie „berauscht“ ist (ebd.). Diesbezüglich nennt Kant „die erfundene Länge des Meeres, die Auslegung von Prophezeiungen, oder wer weiß was für ein Mischmasch aus unkluger Kopfbrecherei“ (ebd.). Wird der Boden der Erfahrung dabei verlassen, so ist der Wahnwitzige „*aberwitzig*“ (ebd.). Ist der Wahnwitzige gegenüber „äußeren Empfindungen fühllos“, so handelt es sich um „*Unsinnigkeit*“, ergreift ihn jedoch „der Zorn“, so nennt man es „*Raserei*“ (ebd.). Des weiteren schreibt Kant: „Die Verzweiflung ist ein vorübergehender Unsinn eines Hoffnungslosen. Die brausende Heftigkeit eines Gestörten heißt überhaupt die *Tobsucht*. Der Tobsüchtige, in so fern er unsinnig ist, ist *toll*“ (268f).

Mit der „Tollheit“ schließt die kantische „Onomastik“. – Was aber kann man gegen diese Gebrechen tun? Kant schreibt: „Diese traurigen Übel, wenn sie nur nicht erblich sind, lassen noch eine glückliche Genesung hoffen, und derjenige, dessen Beistand man hier vornehmlich zu suchen hat, ist der Arzt. Doch möchte ich ehrenhalber den Philosophen nicht gerne ausschließen, welcher die Diät des Gemüths verordnen könnte“ (271). Wie aber eine solche „Diät des Gemüths“ konkret aussehen könnte, lässt Kant offen.¹⁷

So befremdlich Namen wie „Narrheit“, „Verrückung“ oder „Wahnwitz“ auch anmuten und so holzschnittartig die Charakteristiken, die Kant liefert, auch sein mögen – der Sache nach

¹⁷ Ob Kant hier an gesprächstherapeutische Maßnahmen gedacht hat, ist unklar. – Zu medizinischen Behandlungsweisen von Geisteskrankheiten im 17. und 18. Jahrhundert siehe Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1969, insb. S. 308ff.

decken sich die Ausführungen in etwa mit denen der modernen Nosographie der Geisteskrankheiten oder sind diesen zumindest ähnlich.¹⁸

Fantasie und Phantasten, Enthusiasten und Fanatiker

Wer den Text liest, wird feststellen, dass die Grenzen zwischen dem, was Kant im eigentlichen Sinn als „Krankheiten“ bzw. als „Gebrechen des Kopfes“ identifiziert, und dem, was man gemeinhin noch als ‚normal‘ oder sozial erträglich bezeichnen würde – „die mittlere(n) Grade derselben“ (260) –, fließend sind.¹⁹ Kant spricht von einer „allmählichen Abstammung (ebd.), und das hieße dann, dass es sich bei den ausgeprägten Formen der „Verkehrtheit“ („Verrückung“, „Wahnsinn“ und „Wahnwitz“) um graduell gesteigerte und in ihrer Qualität nur leicht abgewandelte Formen handelte, die sich auf irgendeine Weise auf (noch) als ‚normal‘ zu bewertende Denk- und Verhaltensmuster – eben jene „mildere(n) Grade“ („Thorheit“, „Narrheit“ etc.) – zurückführen lassen müssten.

Kant erörtert jedoch weder explizit die Problematik einer Grenzziehung zwischen dem Normalen und dem Pathologischen noch macht er gezielt den Versuch, einzelne Formen der pathologischen Verkehrtheit aus anderen, „mildere(n)“ Gebrechen abzuleiten. Sein Zugriff auf die Problematik – und hier geht er über eine bloße „Onomastik“ hinaus – ist ein anderer. Er schreibt:

„Was (...) die Verrückung (...) anlangt, so erläutere ich die Erscheinungen derselben auf folgende Art. Die Seele eines jeden Menschen ist selbst in dem gesundesten Zustande geschäftig, allerlei Bilder von Dingen, die nicht gegenwärtig sind, zu malen, oder auch an der Vorstellung gegenwärtiger Dinge einige unvollkommene Ähnlichkeit zu vollenden durch einen oder andern chimärischen [phantastischen] Zug, den die schöpferische Dichtungsfähigkeit mit in die Empfindung einzeichnet. Man hat gar nicht Ursache zu glauben: daß in dem Zustande des Wachens unser Geist hiebei andere Gesetze befolge als im Schläfe, es ist vielmehr zu vermuthen, daß nur die lebhaften sinnlichen Eindrücke in dem ersten Falle die zärtere Bilder der Chimären [Einbildungen, Fantasien] verdunkeln und unkenntlich machen, anstatt daß diese im

¹⁸ So entspricht nach Rauer (S. 80ff, S. 86ff) der kantische Begriff der „Verkehrtheit“ dem modernen Begriff der Schizophrenie; entsprechend heißt die „Verrückung“ heute katatone Schizophrenie bzw. Katatonie, „Wahnsinn“ und „Wahnwitz“ sind der hebephrenen bzw. paranoiden Schizophrenie (auch Hebephrenie bzw. Paranoia) zuzuordnen. – Der Brockhaus (Bd. 10, 18. Aufl., Wiesbaden 1980, S. 171f) unterscheidet ähnlich: „Schizophrenie [grch.], Spaltungsirresein, von E. BLEULER 1911 eingeführter Name für die bis dahin (...) Dementia praecox benannte Gruppe verschiedenartiger, ihrem Wesen und ihren Ursachen nach noch wenig erforschter Krankheitszustände. Definition und Abgrenzung sind umstritten. Als Grunderscheinungen nennt man: Denkstörungen in Form von unzusammenhängendem (inkohärentem) Denken, Persönlichkeitsspaltung, Kontaktverlust, manchmal auch Wahnvorstellungen, Halluzinationen, Sprachstörungen. Eine geläufige Einteilung unterscheidet: 1) Hebephrenie (Jugendirresein), eine im jugendlichen Alter beginnende Form, meist durch Verhaltensstörungen und Ausdrucksverzerrungen sowie abrupte Stimmungsschwankungen gekennzeichnet. Sie kann schleichend verlaufen. (...). 2) Katatonie (Spannungsirresein), die durch Bewegungsstörungen, akute Erregungszustände, aber auch Antriebslosigkeit bestimmt ist; Verlauf in Schüben (...). 3) Paranoide Schizophrenie, bei der Eigenbeziehungen, Wahnbildungen und Sinnestäuschungen (...) vorherrschen. (...). Diese Krankheitstypen gehen fließend ineinander über. (...) Die Ursachen sind unbekannt.“ – Die moderne Psychologie scheint heute weniger von „Krankheitstypen“ auszugehen. Stattdessen spricht man von „Persönlichkeitsstörungen“, zu denen unterschiedliche Konzeptualisierungen (Störungsbilder) entwickelt werden (vgl. Peter Fiedler, *Persönlichkeitsstörungen*, Weinheim, 5. Aufl. 2001, S. 28). Auch der Begriff „Erkrankung“ wird zugunsten von „Störung“ aufgegeben und „an die Stelle der Gestörtheit oder des Leidens der Gesellschaft unter persönlichkeitsbedingten Verhaltensauffälligkeiten eine Person“ trete nunmehr „das Leiden der Person selbst sowie die sich daraus ergebenden Einschränkungen ihrer sozialen Kompetenz“ (ebd.).

¹⁹ Nicht jeder Wutanfall ist „Tobsucht“, nicht jeder Zornesausbruch „Raserei“ (268f). Bedenkt man die „Übel des Lebens“ (266), so mag man schon mal melancholisch werden. Und wer hat sich nicht schon einmal als Opfer einer Verschwörung gesehen, sich umgeben geglaubt von Menschen, die einem übel wollen, ohne jedoch dem „Wahnsinn“ verfallen zu sein (vgl. ebd.)? – Der Unterschied ist also nur graduell.

Schlafe ihre ganze Stärke haben, in welchem allen äußerlichen Eindrücken der Zugang zu der Seele verschlossen ist. Es ist daher kein Wunder, daß Träume, so lange sie dauern, für wahrhafte Erfahrungen wirklicher Dinge gehalten werden. Denn da sie alsdann in der Seele die stärksten Vorstellungen sind, so sind sie in diesem Zustande eben das, was im Wachen die Empfindungen sind. Man setze nun, daß gewisse Chimären, durch welche Ursache es auch sei, gleichsam eine oder andere Organe des Gehirnes verletzt hätten, dermaßen daß der Eindruck auf dieselbe eben so tief und zugleich eben so richtig geworden wäre, als ihn eine sinnliche Empfindung nur machen kann, so wird dieses Hirngespinnst selbst im Wachen bei guter, gesunder Vernunft dennoch für eine wirkliche Erfahrung gehalten werden müssen“ (264f).

Der Mensch besitzt nicht nur die Fähigkeit, sich etwas vorstellen, das nicht ‚da‘, d.h. nicht sinnlich erfahrbar ist, er besitzt auch die Fähigkeit, das, was im altgriechischen Sinne φανερός (phanerós)²⁰, d.h. vor aller Augen sichtbar ist, mit Hilfe der Vorstellungskraft – der φαντασία (phantasia) – auszugestalten. Er ist im Besitz einer τέχνη φανταστική (téchne phantastiké), einer Kunst, sich etwas vorzustellen, kurz: der Mensch hat Fantasie.

Die Fantasie ist – wie ich meinen möchte – ein hochgradig subjektives Vermögen; vielleicht ist sie schlechthin der Schlüssel zu dem, was wir meinen, wenn wir von Subjektivität sprechen: Die Fantasie lässt uns die Dinge in eigentümlicher Weise wahrnehmen, sie ist (Mit-) Gestalterin unserer Vorstellungen, verbindet sie mit anderen Eindrücken etc. Die Vorstellungskraft, die zugleich eine produktive Einbildungskraft ist, lässt uns unsere Sinneseindrücke ‚verarbeiten‘ und lässt die Dinge, die wir sehen, erst als dasjenige erscheinen bzw. sichtbar werden – φαντάζομαι (phantázomei) –, als was wir sie auffassen und verstehen. Die Fantasie macht aus dem, was φανερός (phanerós), sichtbar, ist, ein φάντασμα (phántasma), d.h. eine Erscheinung bzw. Vorstellung, aber unter Umständen auch – der griechische Ausdruck φάντασμα schließt das ein – eine Einbildung, ein Traumgesicht, ein Gespenst. Die Fantasie, die im Wachzustand meist mit „äußerlichen Eindrücken“ beschäftigt ist und die im Traum „ihre ganze Stärke“ entfaltet, ist die eigentliche ‚Arbeiterin‘ der Subjektivität. Kant schreibt:

„Wenn wir nach dem Erwachen in einer lässigen und sanften Zerstreuung liegen, so zeichnet unsere Einbildung die unregelmäßigen Figuren etwa der Bettvorhänge, oder gewisser Flecke einer nahen Wand zu Menschengestalten aus mit einer scheinbaren Richtigkeit, welche uns auf eine nicht unangenehme Art unterhält, wovon wir aber das Blendwerk den Augenblick, wenn wir wollen, zerstreuen“ (265).

Was den „Phantasten“ von uns unterscheidet, ist, dass er seine „Blendwerk(e)“ nicht unter Kontrolle hat, er ‚verrückt‘ – deswegen „Verrückung“ – seine Einbildungen („Dinge (...), von denen gleichwohl nichts gegenwärtig ist“, ebd.) in die Außenwelt, ohne sich bewusst zu sein, dass es sich um Projektionen handelt. Allerdings ist auch hier der Unterschied zu einer ‚normal arbeitenden‘ Subjektivität nur graduell:

„Sonst sehen durch eine gewöhnliche Verblendung die Menschen nicht, was da ist, sondern was ihnen ihre Neigung vormalt, der Naturaliensammler im Florentinerstein Städte, der Andächtige im gefleckten Marmor die Passionsgeschichte, jene Dame durch ein Seherohr im Monde die Schatten zweier Verliebten, ihr Pfarrer aber zwei Kirchthürme. Der Schrecken macht aus den Strahlen des Nordlichts Spieße und Schwerter und bei der Dämmerung aus einem Wegweiser ein Riesengespenst“ (265f).

²⁰ Die Wortbedeutungen der altgriechischen Ausdrücke folgen hier und im Folgenden: Wilhelm Gemoll, Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch, durchges. u. erw. v. Karl Vretska, m. e. Einf. i. d. Sprachgeschichte v. Heinz Komasser, 9. Aufl., Wien / München o. J.

Wir sehen also immer auch das, was wir sehen wollen bzw. das, was wir – als sozial geprägte Wesen – zu sehen gelernt haben.²¹

Inwieweit der subjektive Wahn – das, was Kant „Verrückung“ oder auch die „phantastische Gemüthsbeschaffenheit“ (266) nennt – abhängig von sozialen Kontexten ist, zeigt das folgende Zitat:

„Wer durch eine moralische Empfindung als durch einen Grundsatz mehr erhitzt wird, als es andere nach ihrem matten und öfters unedlen Gefühl sich vorstellen können, ist in ihrer Vorstellung [der Vorstellung der Mitbürger] ein Phantast. Ich stelle den *Aristides*²² unter Wucherer, den *Epiktet*²³ unter Hofleute und den *Johann Jacob Rousseau*²⁴ unter die Doctoren der Sorbonne. Mich deucht, ich höre ein lautes Hohngelächter, und hundert Stimmen rufen: *Welche Phantasten!* Dieser zweideutige Anschein von Phantasterei in an sich guten, moralischen Empfindungen ist der *Enthusiasmus*, und es ist niemals ohne denselben in der Welt etwas Großes ausgerichtet worden. Ganz anders ist es mit dem *Fanatiker* (*Visionär*, *Schwärmer*) bewandt. Dieser ist eigentlich ein Verrückter von einer vermeinten unmittelbaren Eingebung und einer großen Vertraulichkeit mit den Mächten des Himmels. Die menschliche Natur kennt kein gefährlicheres Blendwerk. (...) Die Schwärmerei führt den Begeisterten auf das Äußerste, den *Mahomet*²⁵ auf den Fürstenthron und den *Johann von Leyden*²⁶ aufs Blutgerüst“ (267).

Enthusiasmus – grch. ενθουσιασμός (enthousiasmós) – bedeutet Verzückung, Begeisterung. Und lat. *fanaticus* ist jemand, der begeistert, rasend, eben fanatisch ist. Etymologisch liegt der Bezug zum Religiösen auf der Hand: lat. *fanum* (auch *templum*) ist das Heiligtum. – Man sieht, wie eng die Bedeutungen beieinanderliegen.

Je nachdem, wie der soziale Kontext variiert, fallen auch die Bewertungen anders aus: Aristides würde wegen seines Gerechtigkeitssinnes von „Wucherern“ (Betrügnern), Epiktet wegen seiner Enthaltbarkeit von luxusbesessenen, vergnügungssüchtigen Leuten am Hof verspottet und als Phantast bezeichnet werden. Der der eigenwillige, unkonventionelle philosophische Autodidakt Rousseau wird den hochgelehrten „Doctoren der Sorbonne“ äußerst suspekt gewesen sein. Und aus dem einen religiös Begeisterten – Mohammed – wird ein Religionsstifter, während der andere – Jan van Leiden – als Ketzer hingerichtet wird. – Die Grenze zwischen einem visionären Enthusiasmus, ohne den nach Kant „in der Welt [nichts] Großes“ erreicht wird, und wilder Phantasterei ist ebenso fließend wie die zwischen echt religiöser Begeisterung und religiösem Fanatismus.

Die Ausgeburten der Subjektivität, seien diese nun visionär oder fanatisch, sind vielfältig. Die Frage, ob es sich dabei um Phantasterei handelt oder nicht, ist nicht zuletzt abhängig davon, was andere davon halten, sprich: von dem sozialen Umfeld, dessen Ansichten, Bewertungskriterien, Interessen und Zwängen. Dieses Umfeld, das gegenüber den sich vielfältig und wirr artikulierenden Subjektivitäten in den Blick kommt – auch Kant richtet in seinem „Raisonnement“ zum Fall Komarnicki sein Augenmerk mehr auf die umstehenden

²¹ Wie im Fall Komarnicki die Rousseauisten einen natürlichen Menschen, andere aber wohl nur ein verwaorlostes Kind gesehen haben werden.

²² Aristides (*um 530 v. Chr., †um 467 v. Chr.), athenischer Staatsmann und Feldherr, kämpfte bei Marathon und Salamis, Mitbegründer des attischen Seebundes, erhielt den Beinamen „der Gerechte“.

²³ Epiktet (*um 50, †um 140), Philosoph der späten stoischen Schule, vertrat in besonderer Weise ein Ideal der Enthaltbarkeit.

²⁴ Jean-Jacques Rousseau, vgl. Anm. 4.

²⁵ Mohammed (*um 570, † 632), Stifter des Islam, erhielt mit etwa 40 Jahren nach islamischer Auffassung göttliche Offenbarungen (Koran).

²⁶ Jan van Leiden (* 1509, † 1536), eigentl. Jan Beuckelszon, führender Kopf der radikal-reformatorischen Täufer-Bewegung, späterer König des Täuferreichs in Münster, am 22.1.1536 hingerichtet.

Gaffer (von denen er selbst einer ist) und ihre Ansichten²⁷, als auf die Personen, um die es eigentlich geht –, dieses Umfeld ist jedoch nicht in einem absoluten Sinne objektiv gegeben. Was in den Blick kommt, ist ein konventioneller Raum, der zugleich ein Raum der Konventionen ist, ein Raum, in dem die Ansichten ihr Herkommen, ihre Moden und ihre Übereinkünfte haben und ein Raum, der immer auch in Bewegung ist. Wenn alles nah beieinanderliegt, dann ist die Entfernung von der individuellen Phantasterei, vom Wahn des Einzelnen, zum Massenwahn nicht allzu weit.

Der Fall Lavater

Einige Jahre nach dem „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“ muss sich Kant mit einer speziellen Form des Wahns auseinandersetzen, dem Religionswahn. Der Schweizer Pfarrer und Religionsbegeisterte Johann Caspar Lavater vertrat in seinen zwischen 1768 und 1773 in drei Bänden – ein vierter Band erschien 1778 – „Aussichten in die Ewigkeit“²⁸ zum Teil schwärmerisch-religiöse Ansichten.

Der Titel ist Programm: Lavater möchte dem „denkenden und gelehrten Theile der Menschen alle Augenblicke ihres Aufenthalts auf Erden, durch die Vorstellung der unendlich seligen Folgen einer weisen und beständigen Vorbereitung auf das zukünftige Leben [d.h. auf das Leben nach dem Tod], über alles wichtig machen, sie zur höchsten und besten Anstrengung ihrer Kräfte zu ununterbrochener Uebung im Glauben und Gehorsam gegen Gott und unsern Erlöser ermuntern; und sie durch alles, was wir nur immer von der zukünftigen Herrlichkeit der Christen wissen und vernehmen können, zu den Gesinnungen zu erheben, die ihrer vernünftigen unsterblichen Natur so würdig und zugleich die unmittelbaren Quellen unbeschreiblicher und ewiger Vergnügungen sind. Ein Zweck, der keiner Rechtfertigung bedarf“²⁹.

Die Absicht ist also eine pädagogische: Der Blick ins Jenseits soll Ansporn sein im „Glauben und Gehorsam“ an Gott und an Jesus Christus, den „Erlöser“, der den Christen diesen Jenseits verheißen hat. Lavaters Vorstellungen vom künftigen postmortalen Leben, die er, gestützt auf Aussagen der Heiligen Schrift, in seinen „Aussichten in die Ewigkeit“ entwickelt, sollen dazu animieren, ein gottgefälliges Leben zu führen.³⁰

Eine besondere Rolle im gottgefälligen Leben spielen Glaube und Gebet. Lavater schreibt:

„Sie [die Gottheit] allein sahe die unzähligen Einschränkungen der menschlichen Kräfte; und sie allein war vermögend und menschenliebend genug, ihrem Liebling dem Menschen Mittel vorzuschlagen, wodurch er über alle Schwachheiten seiner sterblichen Natur, und alle äussern Hindernisse der Tugend und Glückseligkeit erhoben, und in den Stand gesetzt werden könnte; - *so viel Gutes zu thun, als er mit der ganzen moralischen Kraft seiner Seele (...) wollen könnte.* – Und dies Mittel ist *der Glauben*, und sein sichtbarer Ausdruck, *das Gebet.*“³¹

²⁷ Ansichten – der Ausdruck meint hier ein Doppeltes: den Anblick von etwas und die Meinung, die man dazu hat.

²⁸ Johann Caspar Lavater, *Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe*. Band II: *Aussichten in die Ewigkeit*. 1768-1773/78, hrsg. v. Ursula Caflisch-Schnetzler, Zürich 2001.

²⁹ Ebd., S. 20.

³⁰ Auf diese Vorstellungen kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. Wer sich dafür interessiert, dem sei die Lektüre der „Aussichten“ selbst anempfohlen. Im Wesentlichen handelt es sich dabei um Bibelauslegung. Auslegungsprinzip ist dabei zwar das orthodoxe sola scriptura, allerdings erlauben die hermeneutischen Grundsätze, die Lavater im zweiten Brief der „Aussichten“ (ebd., S. 25ff) dem Leser vorstellt und auf die hier ebenfalls nicht im Detail eingegangen werden kann, eine eigenwillige und – sagen wir – recht ‚weiträumige‘ Exegese des biblischen Textes.

³¹ Ebd., S. 150f.

Glaube und Gebet sind also Mittel, die den Menschen dazu befähigen, „*Gutes zu thun*“. Sie sind aber für Lavater mehr als eine bloße moralische Ermutigung, denn vermittels ihrer ist es nicht nur möglich eigene „Schwachheiten“ zu überwinden, sondern auch „äusser(e) Hindernisse“ zu überwinden, mit anderen Worten: Glaube und Gebet können besondere, übernatürliche Kräfte freisetzen oder erwirken.

In einem Brief an Friedrich Gabriel Resewitz beteuert Lavater „mit innigstgerührtem und beklemmtem Herzen, daß nichts, als eine *eigene* Erfahrung mich auf meine biblische Erklärungsart gebracht hat“³². Zu dieser „*eigene(n)* Erfahrung“ scheint es auch gehört zu haben, dass Lavater wohl persönlich von einem Zusammenhang zwischen Glaube, Gebet und Wunderkraft, von Gebetserhörungen also, überzeugt war; und wird ein Gebet nicht erhört, dann war der Glaube eben nicht stark genug.³³ – Und in einen privaten Rundschreiben³⁴ an eine Reihe von ausgesuchten Gelehrten seiner Zeit – u.a. wohl auch an Kant³⁵ – bat er diese, anhand einiger aufgelisteter Bibelstellen zu untersuchen, ob nicht „die Biblischen Ausdrücke: Geist, Heiliger Geist, Geistesgaben (...) Geist Gottes und Christi, Christus in uns, Gott in uns u.s.w. durchgehends bedeuten, eine schöpferische Kraft, eine ausserordentliche (nach unserm Sprachgebrauch) übernatürliche Offenbarung oder Wirkung der Gottheit, übernatürliche Einsichten und Kräfte, der Offenbarungen, welche sich von denen, die wir nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch natürlich nennen, augenscheinlich und unverwirrlich unterscheiden lassen?“³⁶ – Und es sollte untersucht werden, ob diese „Geistesgaben (...) allen Christen aller Zeiten und Orten (...), immer so uneingeschränkt, als die *Vergebung der Sünden* und *das ewige Leben* angeboten und verheissen?“³⁷ – Anders gesagt: Wenn es sich tatsächlich – nach Auslegung der Schrift – mit den „Geistesgaben“ so verhielte, wie Lavater es hier fragend ausformuliert und wohl auch glauben möchte, dann wären Wunder möglich, und zwar jederzeit und überall – wenn denn der Glaube stark genug ist. –

In einen Brief vom 8. April 1774³⁸ bittet Lavater nun Kant, sich zu der Thematik von „Glauben und Gebet“³⁹ zu äußern. Doch dieser hält sich zunächst bedeckt. Erst ein Jahr später, am 28. April 1775, erfolgt ein Antwortschreiben.⁴⁰ Darin weist Kant zunächst alle Versuche „Gott zu schmeicheln und innere Bekenntnisse zu tun, welche vielleicht die Furcht erzwungen hat und womit das Gemüt nicht in freiem Glauben zusammenstimmt“⁴¹ zurück. Sich Gott anzubiedern, zumal aus Angst – etwa vor möglichen negativen Konsequenzen im Jenseits – ist Kants Sache nicht.

Kant unterscheidet die „*Lehre Christi*“, die ihm eine „moralische Lehre“ ist, eine „Lehre des guten Lebenswandels und der Reinlichkeit der Gesinnungen“, von „der *Nachricht*, die wir von der Lehre Christi haben“, d.h. von den historischen Zeugnissen in den Schriften des Neuen Testaments, in denen auch von Geistesgaben und Wundern, von dem, „was Gott getan, um unserer Gebrechlichkeit zu Hilfe zu kommen“, die Rede ist.⁴² Er schließt daraus: Wer sich nach Kräften bemüht, im Sinne der christlichen Lehre moralisch zu leben, darf hoffen, dass

³² Zitiert nach: Johann Caspar Lavater, *Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe*. Band III: 1769-71, hrsg v. Martin Ernst Hirzel, Zürich 2002, S. 33.

³³ Vgl. ebd., S. 50f.

³⁴ „Drey Fragen von den Gaben es heiligen Geistes. Allen Freunden der Wahrheit zur unparteiischen exegetischen Untersuchung vorgelegt“ (in: ebd., S. 93ff).

³⁵ Kant wird bereits im „Vorbericht“ der „Aussichten“ als ein einer „verehrungswürdige(n) Schaar großer Männer“ Zugehöriger, denen diese Schrift in besonderem Maße zugeeignet sein sollte, ausdrücklich erwähnt (vgl. Lavater, Werke II, S. 9 u. S. 10).

³⁶ Lavater, Werke III, S. 97.

³⁷ Ebd., S. 98. Solche „ausserordentliche(n)“ und „übernatürliche(n)“ „Geistesgaben“ wären nach biblischer Überlieferung etwa: Zungenrede und Krankenheilungen, besondere Begabungen in Gemeindedienst und Lehre oder gar Prophetie (vgl. ebd. S. 96, Anm. 260) – für Lavater vielleicht aber noch einiges andere mehr.

³⁸ H. E. Fischer (Hg.), *Briefwechsel von Immanuel Kant*. Erster Band, München 1912, S. 149f.

³⁹ Ebd., S. 151.

⁴⁰ Ebd., S. 158ff.

⁴¹ Ebd., S. 159.

⁴² Ebd., S. 159f.

„Gott (...) irgendeine Ergänzung unserer Mangelhaftigkeit in den Tiefen seiner Ratschlüsse verborgen haben müsse, worauf wir demütig vertrauen können“⁴³. Von „gottesdienstlichen Bewerbungen“ dagegen, also von Anstrengungen im Glauben und im Gebet in der Absicht, übernatürliche Kräfte bzw. göttlichen Beistand zu erwirken, hält Kant nichts, da für ihn „darin zu aller Zeit der Religionswahn bestanden hat“⁴⁴.

Kant beruft sich stattdessen auf einen „moralischen Glauben“, der „ohne historische Hilfsmittel“⁴⁵ wie Wunderglauben, Glaube an außerordentliche Geistesgaben etc. und „ohne alle [ansonsten] verdienstliche(n) Werke (des Kultus)“⁴⁶ auskommt. – Ein Briefentwurf an Lavater, ebenfalls datiert auf den 28. April 1775⁴⁷, fasst Kants Position zusammen:

„Was Ihre [Lavaters] Aufforderung betrifft, über die (...) Gedanken vom Glauben und Gebet mein Urteil zu sagen, so besteht es in folgendem. Das Wesentlichste und Vortrefflichste von der Lehre Christi ist eben dieses, dass er die Summe aller Religion darin setzte, rechtschaffen zu sein aus allen Kräften im Glauben, das ist, einem unbedingten Zutrauen, dass Gott alsdann das übrige Gute, was nicht in unserer Gewalt ist, ergänzen werde. Diese Glaubenslehre verbietet alle Anmassung, die Art, wie Gott dieses tue, wissen zu wollen, imgleichen die Vermessenheit, dasjenige aus eigenem Dünkel zu bestimmen, was in Ansehung der Mittel seiner Weisheit am gemässesten sei, alle Gunstbemerken nach eingeführten gottesdienstlichen Vorschriften, und lässt von dem unendlichen Religionswahn, wozu die Menschen zu allen Zeiten geneigt sein, nichts übrig, als das allgemeine und unbestimmte Zutrauen, dass uns dieses Gute, auf welche Art es auch sei, zu teil werden solle, wenn wir, soviel an uns ist, uns durch unser Verhalten dessen nur nicht unwürdig machen.“⁴⁸

Wer sich anmaßt, wissen zu wollen, wie Gott Gutes bewirken will, und wer so vermessen ist, zu wissen, welche „eingeführten gottesdienstlichen Vorschriften“ die Gunst Gottes erwirken können, unterliegt dem Religionswahn.⁴⁹

Mit Hilfe des „Versuch(s) über die Krankheiten des Kopfes“ von 1764 lässt sich das Wahnhafte des Religionswahns rekonstruieren: Als der aus der Furcht vor dem Verlust göttlichen Beistands oder der Aussicht auf ein zukünftiges (jenseitiges) Leben geborene Versuch, „Gott zu schmeicheln“⁵⁰, ist er „Wahnsinn“ (Verfolgungswahn); als Anmaßung, den göttlichen Heilsplan „wissen zu wollen“ oder gar Einblicke in das Leben im Jenseits tun zu können, ist er „Wahn“- bzw. „Aberwitz“; und wer darüber hinaus glaubt, erfahren zu können, dass übernatürliche Kräfte oder Geistesgaben dort am Werk sind, wo nichts dergleichen beobachtet werden kann, ist der „Verrückung“ zum Opfer gefallen.

Kant hat Lavater für einen „Schwärmer“ gehalten.⁵¹ Der Lavaterschen Subjektivität, die sich wahnhaft in „Aussichten in die Ewigkeit“, also Jenseitsvorstellungen, und in einen Glauben an neutestamentlich verbriefte übernatürliche Kräfte, die durch Gebet erwirkt werden können, versteigt, hat Kant seine eigene Überzeugung, seine Subjektivität, den „moralischen Glauben“ entgegengehalten.

Indem Kant Lavaters religiös-metaphysisches Ansinnen zum Religionswahn erklärt, deutet sich etwas an: Die Geburtsstunde der modernen Psychologie⁵² – Kants Aufsatz ist

⁴³ Ebd., S. 160.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ Ebd., S. 161.

⁴⁶ Ebd., S. 162.

⁴⁷ Ebd., S. 163.

⁴⁸ Ebd., S. 164. – Im Wesentlichen ist dies bereits die Position, die Kant 1793 in seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ entfalten wird.

⁴⁹ In einem Brief an Christian Heinrich Wolke von 28. März 1776 (Briefwechsel, S. 168ff) bezeichnet Kant jede „Art von Gunstbewerbung und Einschmeichelung bei dem höchsten Wesen“ (S. 170) als Religionswahn.

⁵⁰ Ebd., An J. C. Lavater, S. 159.

⁵¹ Vgl. Karl Vorländer, Immanuel Kant. Der Mann und das Werk, 3. Aufl., Hamburg 1992, S. 235ff.

⁵² Siehe dazu die bereits angeführten Texte von Michel Foucault (vgl. Anm. 16 u. 17).

gewissermaßen ein Relikt aus deren Kinderstube – ist zugleich ein Zusammenbruch der Metaphysik, zumindest in ihrer religiös-schwärmerischen Form. Umgekehrt ist damit aber die Metaphysik – und auch die Religion – (noch) nicht erledigt. Vielmehr zeigt sich ein doppeltes Problem:

Zum einen sind die metaphysischen Fragen nicht vom Tisch: die Fragen nach Gott, nach der Unsterblichkeit der Seele, nach dem Sinn und Zweck, der Ordnung und Unordnung der Welt. Die moderne Psychologie hat keine Antworten darauf.⁵³ Es sei denn, sie wird antworten, dass es sich um projektive Spekulationen, also „Verrückunge(en)“ handelt. Und selbst diese Antwort kann die Frage nach dem Warum dieser Subjektivität, die sich in solchen projektiven Spekulationen ergießt, nicht erklären.

Zum anderen läuft die Psychologie selbst ins Leere, weil sie die Differenz zwischen einem Enthusiasten und einem Fanatiker letztlich nicht klären kann. Subjektivität ist uns gegeben durch die Phantasie, mit der wir unser Leben interpretieren und gestalten. Die Psychologie kann nur therapeutisch wirken – oder, wie Kant andeutet, als eine „Diät des Gemüths“ –, indem sie unsere überbordende Phantasie in ihre Grenzen verweist. Die Grenzen sind aber die Bedingungen, unter denen wir leben. Das normative Fundament der Psychologie besteht darin, Menschen ‚normal‘ zu machen, d.h. sie an gegebene Verhältnisse anzupassen.⁵⁴ Wer unter diesen Bedingungen nicht funktioniert, wird therapiert. Will sagen: Wir haben es hier nicht mit absoluten Grenzen zu tun, sondern immer mit der Grenze dessen, was wir ertragen können. Jesus und Mohammed konnten wir ertragen, Jan van Leiden nicht. Wir rotten aus oder therapieren um, was wir nicht ertragen können. – Aber die Hoffnung besteht, dass die Subjektivität trotz allen nicht totzukriegen ist.

Zitierte Literatur:

- Immanuel Kant, „Versuch über die Krankheiten des Kopfes“, in: Kants Werke. Band II: Vorkritische Schriften II 1757-1777, hrsg. v. d. Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1912, S. 257-71, Kommentar S. 488f.
- Der Große Brockhaus, Bd. 10, 18. Aufl., Wiesbaden 1980.
- Peter Fiedler, Persönlichkeitsstörungen, 5. Aufl., Weinheim, 2001.
- H. E. Fischer (Hg.), Briefwechsel von Immanuel Kant. Erster Band, München 1912.
- Michel Foucault, Wahnsinn und Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1969.
- Ders., Die Macht der Psychiatrie, Frankfurt a. M. 2005.
- Wilhelm Gemoll, Griechisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch, durchges. u. erw. v. Karl Vretska, m. e. Einf. i. d. Sprachgeschichte v. Heinz Komasser, 9. Aufl., Wien / München o. J.
- Johann Caspar Lavater, Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe. Band II: Aussichten in die Ewigkeit. 1768-1773/78, hrsg. v. Ursula Cafilisch-Schnetzler, Zürich 2001.
- Johann Caspar Lavater, Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe. Band III: 1769-71, hrsg. v. Martin Ernst Hirzel, Zürich 2002.
- Constantin Rauer, Wahn und Wahrheit. Kants Auseinandersetzung mit dem Irrationalen, Berlin 2007.
- Karl Vorländer, Immanuel Kant. Der Mann und das Werk, 3. Aufl., Hamburg 1992.

⁵³ Damit ist nicht gesagt, dass die Metaphysik zuverlässige Antworten hat und je gehabt hätte. Nicht zuletzt Kant hat das später in der „Kritik der reinen Vernunft“ gezeigt.

⁵⁴ Sie mag das Phänomen nun „Krankheit“ oder „Störung“ (vgl. Fiedler, Anm. 18) nennen.